

*Ryll, Marienwerder***Die Zukunft**

Herausgeber:

Maximilian Harden.

halt:

Seite

Gestern und heute . . .	269
Ein Mörder. Von Karl	271
Wir Deutsche in Amerika	274
Kriege im Krieg. Von He	275
Anzeigen. Von Birnbach	276
Gold-Paul. Von Eaden	281

verboten.

Sonntagabend.

Preis viertel,

Preis, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1915.

An- und Verkauf von Wertpapieren im Privatverkehr!

Mosse & Sachs

Bankgeschäft

Berlin NW. 7, Unter den Linden 56

Fernspr.: Zentrum 13450-13452.

Telegramme: Harrossbank.

Filliale: Kurfürstendamm 193/194, im Hotel Cumberland.

Fernsprecher: Steinplatz 9584-9535.

Stahlkammer mit Safenanlage.

NATÜRLICHES



KARLSBADER

SPRUDELSALZ

SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Sanatorium Schierke

im Oberharz, 640 m. Physikal.-diätet. Heilanstalt. Mod. Hotel-Dependance: Bärenberg-Hof bei Schierke. Wunder-volle Lage.

Geb. San.-Rat Dr. Haug.
Dr. Kratzenstein.

Ferd. Rothschuh

Hofl.

Bandagen

Erfurt

MAXIMILIAN HARDEN:

KÖPFE

(Erster Teil).

Vierzigste Auflage.

Preis: ungebunden Mk. 5.—, Leinen Mk. 6.50, Halbleder Mk. 7.50,
Leder Mk. 9.—.

Inhalt: Der alte Wilhelm — Bismarck — Kaiserin Friedrich — Johanna Bismarck — Richter — Stöcker — Gallifet — Holstein — Waldersee — Ibsen — Zola — Matkowsky — Die Wolter — Mitterwurzer — Menzel — Bücklin — Lenbach.

KÖPFE

(Zweiter Teil).

Neunzehnte Auflage.

Preis: ungebunden Mk. 6.—, Leinen Mk. 8.—, Halbleder Mk. 9.—,
Leder Mk. 10.—.

Inhalt: Der junge Wilhelm — Kaiserin Augusta — Nikolaus II. — Franz Josef — König Ludwig — Leo XIII. — Lueger — Briand — Herbert Bismarck — Tolstoj und Rockefeller — König Eduard — Hedwig Niemann — Réjane — Johannes der Täufer.

KÖPFE

Gesamtausgabe in zwei Halbleder-Bänden mit Bild des Autors
in Kupferdruck.

Preis: Mk. 15.—.

Erich Reiss Verlag, Berlin W 62



Berlin, den 27. Februar 1915.

Gestern und heute.

Masuren.

Sichtbare Wetterzeichen weisen in den Glauben, daß der Frühlingsanfang uns das Ende des ersten Kriegsjahres bringen werde. Des längsten? Heute fände dieser Frage das Hirn des Heeres selbst nicht zuverlässige Antwort. Die muß vielleicht sogar noch vertagt werden, wenn auf der vom Kurischen Haff und von den Weiden begrenzten Walstatt der erhoffte Hauptschlag gelungen, der rechte und der linke Flügel des Russenheeres in unheilbare Lahmheit geknickt, der Rumpf geschwächt und zurückgeschleudert, Warschau eingeschlossen und Brest-Litowskij gefallen ist. Vielleicht. Männerverlust kann Rußland ersetzen. Ob es die ausreichende Mannschafszahl für den Felddienst zu drillen, mit zulänglicher Kleidung, Waffe, Munition zu rüsten vermag, also hinter der Festungslinie Erholung suchen oder den Kampf aufgeben würde, steht kein Auge deutlich voraus. Noch scheint den Vorkämpfern, dem Anarchisten Kropotkin wie den nach der Rückkehr starrer Selbstherrschaft Sehnsüchtigen, der Krieg nationale Nothwendigkeit; und so lange in den Industriestädten Westrußlands das Arbeitervolk satt wird und ruhig bleibt, braucht der Zar, selbst wenn das Dreieck Warschau-Grodno-Brest sammt den strategisch wichtigsten Eisensträngen unter deutscher Verwaltung steht, sich nicht in das Eingeständniß der Ohnmacht zu entschließen. Sein europäisches Reich umfaßt mehr als fünf Millionen Quadrat-

Kilometer; daß sechzig- oder achtzigtausend vom Feind besetzt sind, empfinde er für eine Welle wohl nur wie ärgernben Müdenstich. Wird ihn Geldmangel lähmen? Morgen sicher nicht. Fürs Innere genügt Papier; schmilzt der Goldschatz und fehlt der Muth, durch den Zwang zu Einkunststeuer, Vermögensabgabe, Kirchen und Klöstertribut die „Gesellschaft“ und die Vopenzunft zu verstimmen: dem Britanien und Frankreich verbündeten Zarthum, dessen Schoß unermessliche Werthe birgt, würde auch ohne Pfandgabe (die es für die schwärzeste Schicksalsstunde aufsparen kann) überall langfristiger Kredit gewährt. Wer Enttäuschung meiden will, hütet sich vor den Truggebilden holden Wahnes. Nur mit wirklich Gewordenem dürfen wir rechnen. Die Hoffnung, Deutschland von Ost her zu überrennen, ist für absehbare Zeit vernichtet. Hinter dieser Gewißheit beginnt der zweite Kriegstheil: die Belagerung, die das Deutsche Reich ermatten, zermorschen, in Kapitulation zwingen soll. Auch diese Gefahr ist durch den schönen Erfolg unseres Ostheeres gemildert worden. Daß drei Russencorps ausgerieben, fünfhundert Geschütze (deren Ersatz selbst die deutsche Industrie frühestens in drei Monaten liefern könnte) erbeutet, die starken, treuen, geduldigen Menschen Ostpreußens endlich vom Albdruck der Fremdherrschaft befreit wurden, ist uns ein Glück; rascher zu münzendes, daß eine Kornkammer des Reiches nicht mehr gefährdet ist. Der Pflug kann die ostpreußische Erde lockern, Bauersamigkeit sie für Saat und Ernte bereiten. Daran haben die Schreiber nicht gedacht, die, in scindlichen und neutralen Ländern, erörtern, weshalb unsere Heeresleitung, statt mit voller Wucht sich in Polen einzukellen, so viel Zeit und Kraft an einen „Theilerfolg“ gesetzt habe. Der, messieurs, ist immerhin anschnllch und nähert uns dem ersten Ziel des Ostfeldzuges. Wirkt aber auch in die Monate des Belagerungskrieges fort. Denn die Frage, ob uns aus Ostpreußen (und den angrenzenden Gubernatorien) Frucht zuwachsen werde, ist für die Errechnung deutscher Dauerbarkeit beträchtlicher, als Mancher bisher erkannt hat.

Jeder Mund preist den Feldmarschall Paul von Hindenburg, den Bereiter des Sieges. Noch ist der Umfang und die Erglebigkeit seines Führergeltes nicht ganz entschleiert und deshalb das Maß, das ihn nach Gebühr mißt, nicht bündig zu bestimmen. Schon aber gewiß: ein ungemeines Feldherrnningentum, in dem Wissen-

schaft und Kunst, Listenreichthum und Thatwille, Vorsicht und Kühnheit nützlich gepaart sind. „Kühlen lieber als heißen Köpfen möchten wir im Krieg das Heil unserer Brüder und Kinder, die Ehre und Sicherheit unseres Vaterlandes anvertrauen“, spricht Clausewitz; und mahnt den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, kühn und verschlagen in den Entwürfen, fest und beharrlich in der Ausführung, in Noth zu glorreichem Untergang entschlossen zu sein. Die Nüchternsten, sogar die aller Menschenvergottung Widerstänstigen oder anderem Personalwunsch Verpflichteten bestreiten die Meisterschaft des Oberbefehlshabers im Osten nicht mehr; zügeln die Zunge, die im Rämmerchen von müh'osem Glückszufall raunte. Doktor Blücher und Apotheker Sneyenau scheinen uns, in Gestalten, die neuer Zeit taugen, auferstanden. Dem Feldherrn Hindenburg und seinem Generalstabschef Ludendorff würden Heer und Bürgervolk nach dem Befehl zu weitem Rückzug noch innig vertrauen. Doch solche Zuversicht darf die Schätzung der anonymen Heldenarbeit nicht kleinern; ohne die Leistung der Unterführer und Gemeinen, die jauchzend den Grenzstein der Dienstpflicht bis an den Rand der Menschenmöglichkeit vorwälzten, wäre der Genius selbst im Sumpf stecken geblieben. Den Landkrieg nach zwei Fronten hin durften wir wagen. Ehe der Wehrbeitrag gefordert, Scharnhorst's Vermächtniß aus dem Schutt gegraben, des größten Mörsers Schlund gerundet war. (Denn auch die Gegner waren, in Ost und West, damals viel schwächer.) Hat die Staatsmannschaft gezweifelt? Scheute sie den Versuch, unfreundliche Mächte, die sich bis zu barscher Rüge erdreisteten, in die Ueberzeugung zu drängen, daß ihnen das Kraftverhältniß ungünstig sei? Hier fand der Zweifel nie Wurzelboden; vor und nach Agadir, als General von Hindenburg in Magdeburg Kommandirender war und als er im Bürgerroth des zur Disposition Gestellten durch die Eilenriede spazirte, ward hier gesagt, ein starkes Reich könne durch den Schein furchtsamer Nachgiebigkeit launische Nachbarn in gefährliches Spiel mit der Brandfackel locken. Lasset Euch einmal noch vom Hauch der Tage umwittern, die deutsche Schicksalswende bereiteten!

Irthumsempfängniß (1911).

Das Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1 lehrt von einer Gefechtsübung aus dem Grunewald heim. Für

eines Augenblickes Dauer schweift das Gedächtniß um zehn Jahre zurück; in die Zeit, da dieses Regiment seine neue Kaserne bezog. Dicht beim Schloß, sprach im Frühling 1901 Wilhelm der Zweite, will ich eine feste Burg haben; soll das Regiment wohnen, das der preussischen und der sächsischen Dynastie gegen Straßenaufstände gute Dienste geleistet hat. Der Kaiser hat es selbst in das neue Haus geführt, das einer befestigten Ritterburg ähnelt, und nennt die Truppe seine „Alexandriner“; eine persönliche Leibwache, „die Tag und Nacht bereit sein muß, für den König ihr Blut zu verspritzen. Wenn die Stadt Berlin noch einmal, wie im Jahr 1848, sich mit Frechheit und Unbotmäßigkeit gegen den König erheben sollte, dann seid Ihr, meine Grenadiere, berufen, mit der Spitze Eurer Bayonettes die Frechen und Unbotmäßigen zu Paaren zu treiben.“ Großonkel Friedrich Wilhelm hatte nach dem März-aufstand in anderem Ton, in einem um Mitleid Flehenden, zu seinen „lieben Berlinern“ gesprochen. Doch in Berlin, im ganzen Deutschen Reich denkt ja kein Mensch an eine Revolution nach achtundvierziger Muster. Wozu wird die grause Möglichkeit eines Bürgerkrieges erwähnt? Die Frage verhallt: denn in der selben Stunde hören wir, im Alexander-Kasino habe der Kaiser gesagt, ohne seine Schuld sei das freundschaftliche Verhältniß zu Rußland getrübt worden und das Deutsche Reich werde bald vielleicht, ganz allein, gegen eine Uebermacht zu kämpfen haben. „Wir werden überall siegen, wenn wir auch von Feinden rings umgeben sein und mit der Minderheit gegen die Mehrheit zu kämpfen haben werden. Denn es lebt eingewaltiger Verbündeter. Das ist der alte gute Herr Gott im Himmel, der schon seit den Zeiten des Großen Kurfürsten und des Großen Königs stets auf unserer Seite war.“ Der Weiße Zar, der Chef des Regimentes, hat zu dem Festtag nicht das kleinste Grußwörtchen geschickt. Krieg? Wo ein Generalissimus solche Worte laut gesprochen hat, blieb bisher kaum noch ein Zweifel. Jetzt weicht das Gewölk rasch und hell leuchtet wieder vom Himmel. Blitz ohne Schlag: Das scheint uns Schicksal geworden. Wir haben weiter gerüstet, das Heer und die Flotte gestärkt, an Paraden und Manövern uns gefreut; und nichts erworben. Nicht an Besitz noch an Geltung hat das Reich zugenommen; und auf dem Rund der Erde lebt den Deutschen nicht ein starker Freund. Die einst fühlbaren Ranten, deren Härte abstieß, sind

aufgeweicht und die Politik frommer Beamten wagt nicht einmal mehr, mit kräftiger Rede sich wider internationale Underschämtheit zu wenden. Krieg? Wer nur die Frage erörtert, ob morgen nicht der Krieg Nothwendigkeit und Ehrenpflicht sein werde, wird von schmutzigen Mäulern als Hezer, als Dienstmann der Panzerp'attenfabrikanten verschrien. Dahin hat das Geplärr der mit Zeitungsrühm und Geldprämien gekrönten Delzweigschwinger uns gebracht; die gefährlichste, dem Volksgeist schädlichste Lehre, die seit den Tagen des Verschneidungswahnsinns erdacht ward. „Wenn einem Staat ein gewisser, aber der Zeit nach unbestimmter Vernichtungskrieg bevorsteht, werden die klügeren, entschlosseneren, hingebenderen Männer, die zu dem Kampf sich sogleich fertig machen, ihn zur günstigen Stunde aufnehmen und so die politische Defensiv durch die strategische Offensive verdecken möchten, überall sich gehemmt sehen durch die träge und feige Masse der Gelbesknechte, der Altersschwachen, der Gedankenlosen, welche nur Zeit zu gewinnen, nur im Frieden zu leben und zu sterben, nur den letzten Kampf um jeden Preis hinauszuschieben bedacht sind.“ So spricht Mommsen, ein Göze des Liberalismus. Und Pitt, auch kein Junker noch Söldling der Waffenindustrie, ruft: „Mit all seinen Uebeln ist der Krieg dem Frieden vorzuziehen, der uns ringsum nur Unmähung und Unbill fühlen läßt.“ Proudhon selbst, dem alles Eigenthum gestohlenes Gut war, sah in dem Krieg eine Form der Menschenvernunft, ein Gesetz der Menschheitseele, eine Bedingung menschlichen Daseins. Die Deutschen, heißt's, fürchten den Krieg wie sonst nichts auf der Welt, reden täglich aber von der Stärke ihrer Waffen: und machen dadurch, nach dem Wort Friedrichs Klinger, den Arm und den Muth des Reiches verdächtig.

Rechten, linken. Das klirrt und dröhnt, schmettert und rasselt über den Straßenbamm. Auf Helm und Kragen, Flintenlauf und Lederzeug funkelt die Sonne. Drei Uhr. Seit Fünf sind die Leute draußen, in Hitze und Staub: und nicht Einer scheint schlaff. Die Montur sieht grauschwärzlich aus; von der Stirn rinnt der Schweiß über fast verrückte Gesichter; doch der Schritt ist kräftig und jede Bewegung hat die Wucht männlicher Morgenfrische. Ganze Kerle; groß, schlank, sehnig, mit dem unentbehrlichen Bleibsel von lustiger Roheit und doch in strammer Zucht dem Maschinendienst angepasst. Die Musik spielt ein Soldatenlied und fast Alle singen mit.

Wie Sch'achtgesang tönt's in die Gärten der Satten. Den Offizieren ist anzumerken, daß sie sich nicht geschont haben. Dieß sieht der Staub in den Waffenröcken und der Rand des hohen Kragens ist feucht. Einer zieht die Uhr, steckt dann den Degen in die Scheide und springt hastig aufs Tribrett des Straßenbahnwagens, der schon weiterrollt. „Nanu?“ „Ich muß Instruktionstunde geben, und bis ich über die Stadtbahn in die Friedrich-Karl-Straße komme, wird's höllisch spät.“ „Viel Vergnügen!“ Der ältere Kamerad hebt, im Sattel, den Helm wie einen Bürgerhut; freut sich der Gelegenheit, in dieser Vorortstille für eine Minute den Kopf zu lüften. Der Jüngere steht, verstaubt und verschwitzt, auf dem Hinterperron und eilt zu neuer Pfiichleistung in die Kaserne. Wenn er unterwegs ein Wihblatt einkauft, wird er Seinesgleichen als Müßiggänger und Gecken, Schwelger und Tröpfe dargestellt finden. Nun schweigen die Bläser; und während vorn der Wirbel in den nahen Stadtlärm verhallt, stimmt hintereinkantinentenord die liebste Weise an: „Reserve hat Ruhel!“ Schnell schwillt das Trostlied zum Chor und der Betrachter ahnt, daß all diese Köpfe jezt rechnen: Wie viele Tage noch, bis wir nach Haus dürfen? Ein Einjähriger raunt dem Nachbar zu: „Wenns aber Krieg giebt?“ „Ja, dann! Aber...“ „Rechten, linken.“

Diese Jugend wird sechten und ausdauern wie kein anderes Heer; wird von Moltke, Bülow, Goltz, Bock und den in Nord und Süd ihnen Nachstrebenden besser geführt werden als Franzosen, Russen oder Tommies. Und wozu halten wir diese Armee? Wozu werden die kräftigsten jungen Männer ihrer Berufsarbeit für Jahre entzogen und in zwei Lustren dreizehntausend Millionen Mark für die deutsche Wehr ausgegeben? Damit der sanfte Bourgeois und der grobe Jan Hagel ein Paradevergnügen habe, in Konzertgärten der Bach'sch sich an rothgelben Husarenpüppchen oder weisledernen Goliaths ergöze und in den Zeitungen von glänzenden Kavallerieattaquen und anderen „herrlichen Bildern“ aus dem Manövergelände zu lesen sei? So kurzweiliger Spaß wäre ein Bißchen theuer. Wir halten das stärkste Heer der Erde und haben eine Kriegsflotte gebaut, die, wenn nicht ein großer Theil des für sie aufgewandten Geldes ins Wasser geworfen ward, heute schon gegen jeden Feind den Kampf wagen kann, weil wir, als Nation, nicht gesättigt sind; weil wir weiteren Raum brauchen;

weil die Gegner, aus deren Feuer die Reichseinheit geholt wurde, noch leben, noch nicht ohnmächtig sind; weil die ehrwürdig verunzelte Dame Europa, ehe es zu spät wird, vor die Frage gestellt werden muß, ob sie den Kindern und Enkeln deutscher Volkstheil das Lebensrecht gönnen oder sichs vom Schwert abringen lassen will; und weil heute noch, mehr als je heute gilt, was der erste Kanzler einem Botschafter antwortete, der, um eben so üppig wie die Kollegen auftreten zu können, eine beträchtliche Gehaltszulage verlangt hatte: „Die Wirksamkeit Ihres Handelns wird nicht vom Glanz Ihrer Repräsentation, nicht einmal von Ihrer Geschäftlichkeit und Finesse bestimmt; sagen Sie Jedem, daß der Franzose eine feinere Kutsche, der Engländer ein prächtigeres Palais hat, daß hinter Ihnen aber anderthalb Duzend deutscher Armee-corps stehen. Damit ist Allerlei durchzusehen.“ Wer nicht so sprechen darf oder mit solchem Wort keines Ministers Stirn zu umwölken vermag, ist machtlos; wärs, selbst wenn in der Heimath die Zahl der Corps zwei Duzend überstiege. Sagt er, seine Landsleute hoffen, nach kurzer Frist stark genug zur Abwehr jeder Unbill zu sein, so wird er belächelt, wie Nestroys rauschfüchtiger Kriemler, der ins Gedräng stammelt: „Wenn ich einmal anfang! Ich sang' aber nicht an.“ Der Schuster ist stämmig und gewiß nicht leicht unterzukriegen; deshalb haben seine ersten Drohworte gewirkt. Jetzt wissen Alle, aus seinem eigenen Mund: Der fängt nicht an. Krawallirt er noch einmal, so wird er ausgelacht oder von rauhen Stimmen in Ruhe gewiesen. Soll Deutschland, das eine gangbare Phrase einst dem bleichen, fetten Sohn Gertrudens von Dänemark verglich, im Schwabenalter nun dem Kometenschuster ähnlich werden? Noch wirkt seine Lage mit dem Doppelreiz majestätischer Komik auf des Betrachters Sinn: in so starker Rüstung, daß Alle es fürchten müssen und jedes Ziel verständiger Politik zu erreichen wäre; doch im Willenscentrum so schwach, daß der Sieche, der Krüppel es ungestraft schelten und höhnen zu dürfen wähnt.

Aus der Staubwolke, die der gleiche Tritt der Gardegrenadiere aufwirbelt, höre ich eine Stimme; eines diffirenden Staatsmannes. „Sie müssen mit dem englischen Minister Deutsch reden. Der Superlativ Ihrer Höflichkeit darf an keiner Stelle eine Wucherung dulden, aus der neues Mißverständniß hervoreitern könnte. Ich empfehle, in den *Origines diplomatiques de la guerre de*

1870/71 die Sprache zu studiren, in der, schon vor Düppel, Bismarck die Briten und andere bedünkelte Dip'omaten bediente, und dabei nicht zu vergessen, daß Sie beträchtlich mehr hinter sich haben. Vorauszusehen ist, daß Sir Edward Grey (mit dem ich diesmal direct, nicht durch das Medium Nicolson's, zu verhandeln bitte) Ihnen Einiges über die hamburger Rede Seiner Majestät sagen wird. Freude über die gerade jetzt wohlthuende Betonung des Willens zum Frieden; Komplimente über die Metapher von den drei Herrenreitern, deren jeder, statt mit der Peitsche auf das Pferd des Mitwerbers einzuhauen, dem eigenen Gaul die Sporen giebt und die so in friedlichem Wettkampf dem Ziel zustreben; reservirte Anerkennung des deutschen Rechtes zu der angebotenen Flottenmehrung, die natürlich für England Konsequenzen haben werde. Ich lege Werth darauf, Ihre Antwort zu detailliren und Ihnen zugleich gegen Allerhöchste Kritik Deckung zu schaffen. Sie bleiben steif und lassen sich das Zuckerwerk von Sir Edward nicht in die Hand stecken. Den Segen des Friedens könne ein kultivirter Mann noch am Vorabend des Krieges rühmen und kein Kluger werde heute ausrufen, was er übermorgen thun wolle. Unser Kaufmann wisse, was er dem Krieg zu danken hat; daß ein etwa nothwendig werdender Krieg ihm, nach Wirrniß und schmerzhaftem Verlust, neue, erweiterte Konjunkturmöglichkeit verheißt. Die Wahl der Metapher werde hier als ein Mißgriff genommen, wie auch geübte Redner ihn nicht immer vermeiden können. Wer im Wettrennen vornan ist, wäre ein Narr, wenn er das Pferd des Nächsten peitschte; ein Esel und ein unanständiger Kerl: er verlöre die kostbarste Zeit, würde von allen Rennplätzen disqualifizirt und triebe das Thier des Rivalen am Ende nur vorwärts. Obendrein bekäme er Hiebe; kein Gentleman läßt seinen Gaul von einem gefäuberten Strolch mißhandeln. In Deutschland wenigstens würde man mit solchem Gesellen kurzen Prozeß machen; sei man nicht gewöhnt, Einem, der uns ins Gesicht spie, das Bedauern darüber auszudrücken, daß, wie es scheine, Tropfen vom Himmel fallen. Von der gemeinen Wirklichkeit internationaler Wirthschaftskämpfe unterscheide das verzeichnete Turfbild sich wie von der Sittlichkeitregel des Einzelnen die einer Volkheit. Nicht durch strenge Befolgung gefälligen Brauches habe England in diesen Kämpfen so lange gesiegt; nicht mit Rabaliersmanier In-

bien und Egypten, den Sudan und das Land am Vaal und Oranje erobert. Daß es das Pferd des Nächsten mit drohendem oder kaudirtem Wort aufzuhalten trachte, sei ihm nicht zu verübeln; fraglich nur, wie sich der Reiter dazu stellen werde. Das Alles wollen Eure Excellenz ohne irgendwie heftigen Nachdruck vorbringen; nur parlando. Uebrigens seien Sie gekommen, um die Reichsgeschäfte zu besprechen. An eine wesentliche Marinevermehrung, die zwar die deutschen und dann auch die britischen Dreadnoughtziffern, aber nicht die Seemachtrelation beider Länder ändern würde, könne jezt um so weniger gedacht werden, als ihre Durchführung der Entscheidung nachhinken müßte. Die ist nicht mehr hinauszuschieben. Unser Versuch einer Auseinandersetzung mit der Französischen Republik ist durch unfreundliche Akte englischer Minister brüskt gestört worden, die, ohne die Ankündigung unserer Wünsche abzuwarten, uns in barschem Ton zugerufen haben, was wir wünschen dürfen und was uns, bei Gefahr eines Krieges, verwehrt sei. Die Herren haben wohl vergessen, welche Folgen die unberufene Einmischung Frankreichs in eine zwischen Spanien und dem Haus Hohenzollern schwebende Angelegenheit hatte. Uns klangen die Reden der Minister Alsqith und Floyd George genau so unerträglich wie die (auch im Inhalt sehr ähnlichen) Sätze Gramonts vom sechsten Juli 1870: „Wir sind sicher, daß der gefürchtete Fall nicht eintreten wird. Täuscht uns aber diese Erwartung, so werden wir unsere Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwäche erfüllen“. Die Kaiserliche Regierung hat sich, weil sie die ungehörigen Reden hinzunehmen schien, schweren Vorwürfen, gerade aus den Reihen der zuverlässigsten Patrioten, ausgesetzt. Sie wollte die Minister des Königs Georg nicht mit ein paar höflichen Floskeln entschlipfen lassen und brauchte Zeit, um vor Europa zu erweisen, daß (erstens), wie das offizielle Angebot französischer Kompensationen zeigt, die Republik selbst sich uns zu Schadenersatz verpflichtet fühle; daß (zweitens) dieser franko-deutsche Handel kein britisches Lebensinteresse verlese; und daß (drittens) in dem nun entschleierten Konflikt die marokkanische Sache nicht größere Bedeutung habe, als in dem vom Juli 1870 die spanische Thronkandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern hatte. Gramont glaubte, wir wollten uns nach Spanien, Alsqith, wir wollten uns nach Marokko expandiren. Beider Irr-

thum trieb zu internationaler Unverschämtheit (wäh'len Sie ein mögliches Wort), deren Duldung auch einen Schwachen um Ehre und Reputation bringen müßte. Wir aber sind nicht schwach. Das vor vier Jahren Versäumte schafft keine Ewigkeit dem huldvollen Leun zurück. Unsere Flotte braucht heute nicht mehr vor dem Britenfeuer in die Häfen zu kriechen. Wollen Sie uns aushungern? Die Armee sorgt selbst für sich. Und wer bürgt dafür, daß uns die Blockade des Inselreiches nicht schneller gelingt? Wie bald dem kornlosen Lande der Parks der nährenden Lebenssaft stockt, hat die Strilegeschichte der letzten Wochen gelehrt. London, mit seinen acht Millionen Menschen, seinem von Demagogen aller Farben aufgeheizten Mob, wäre in Hungersnothzeit eine Reichsgefahr. Malen Sie nur a tempera; den Firniß, der Leuchtkraft giebt, liefert drüben dann schon die endemische Angst. Wer aus der Rede des Kaisers schließe, daß wir uns fürs Erste zu ducken und in der Stille zu stärken versuchen werden, sei auf dem Holzweg. Wir wissen, daß auch unsere Wehrfähigkeit vom süßen Gift des schleichenden Demokratismus allmählich geschwächt wird; dürfen nicht warten, bis das liberale, vom Islam seines Zarthumes wegstrebende Rußland, das nie unser Freund sein kann, wieder erstarbt, die Einung der Angelsachsen und ihre gemeinsame Herrschaft über Suez und Panama Ereigniß geworden ist. Wir werden fechten: weil wir die schnöde Kunst, ehrlos zu leben, nicht lernen wollen. Nach einem Sieg noch läme Britannien nicht zu Ruhe. Neunhunderttausend Schreihälse werden alljährlich dem Schoß deutscher Frauen entbunden. Dieses Gewimmel ist nicht auszuroden. Und die Leiter des Weltkontors mögen ermessen, ob ihr Zahlungsausgleichsgeschäfte eine lange Serie von Kriegsjahren vertragen könnte. Noch haben sie freie Wahl. Wir wollen nichts aus ihrem Besitzstand (auch nichts aus dem Frankreichs, versteht sich); weder Lieben noch kolonisierte Strecken. Nur: das Allen sichtbare Ende der Flußsperrenzeit, die jedem Staat, Montenegro sogar, das Recht auf Zuwachs ließ und dem deutschen Drang überall mit Stachelbraht die Erde vergitterte. Auf alles ministeriell wohlfeile Mühen um Entschuldigung und Beschönigung können wir verzichten, wenn kein Zweifel bleibt, daß dieser Verzicht nicht von der Furcht erzwungen ward. Will man einen anständigen Frieden nicht, dann wird das Zwillingthor des Janustempels weit geöffnet. England oder

Frankreich: eine der beiden Mächte, die nur vereint uns gefährlich sind und mit ihrem Schwergewicht das parlamentarische Rußland anziehen, müssen wir uns verbünden oder für mindestens ein Menschenalter im Lebensitz schwächen. Nach einer neuen Niederlage könnte Frankreich nicht zaudern; in diesem Jahrhundert keinem Feinde Deutschlands mehr beistehen. Hält Sir Edward solche Niederlage für unmöglich, nur für unwahrscheinlich? Dann wird er die Sperre nicht aufheben und nicht fürchten, daß die Menschheithegemonie, während wir einander zerfleischen, aus Europa nach Amerika flieht und die fruchtbarsten Kulturkeime nachschleift. Wir können es nicht hindern. Die Geltung, die einst Preußen in sechs Jahren Dänen und Welsen, Oesterreichern und Franzosen abgerungen hat, muß das Deutsche Reich jetzt von Englands Weitsicht erlangen oder von Englands Blindheit erzwingen. Die Wahl des Weges ist den Briten frei. Die zum Kampf günstigste Stunde wählen wir. Und der Peitschenhieb, den sie uns . . .“

Rechten, linken. Zurück in die Wirklichkeit unseres Alltags. Der Zweck jeder Heereseinrichtung, meinten wir, sei, dem Volk, das sie sich aufgebürdet hat, die Entwicklungsfreiheit zu wahren und vor Schimpf und Schmach es zu schützen. Nun zerbröckelt der Glaube. Dreizehnhundert Millionen im Jahr für die Wehrmacht, die kräftigste Jugend dreiundzwanzig Monate lang in der Kaserne: noch aber sind wir nicht stark genug, um den „Platz an der Sonne“ (Karl Hillebrand hat den Ausdruck aus dem Frankreich Louis Napoléons in unsere Literatur gebracht) zu erstreiten; noch so schwach, daß wir nicht den Mund aufthun dürfen, wenn ein Minister Georgs des Fünften das Deutsche Reich des Unbanes gezogen und in Konstablerton zu Ruhe verwiesen hat. Montenegro kann mit troziger Rede österreichischer und türkischer Unschuldbigung antworten. Deutschland mit keiner Silbe britischer? Die Gelegenheit, zwischen Britannien und Frankreich die Reibungsfläche zu vergrößern und die Republik in der Stunde ungemeinen Machtzuwachses zu vernünftiger Anerkennung des vor vierzig Jahren Gewordenen zu bringen, scheint versäumt und, seit wir früh und spät unsere sanfte Friedensliebe betheuern, aus den Bezirken mißtrauischer oder anmaßender Politik die Kriegsgefahr uns näher gerückt. Schlagen, sagte Bismarck, als er aus der emser Chamade eben eine berliner Fanfare gemacht hatte, „müssen wir, wenn wir

nicht die Rolle des ohne Kampf Geschlagenen auf uns nehmen wollen; der Erfolg hängt aber doch wesentlich von der Art der Eindrücke ab, die der Ursprung des Krieges auf uns und Andere macht.* Der einfältigste Menschenverstand warnt, mit Frankreich heute einen Vertrag zu schließen, der nicht das ganze Verhältniß der Nachbarn ins Reine bringt; der drum nur uns zur Fessel, zum Kreuz werden könnte. Der Begriff der Westmächte ist wieder zur Entität geworden; und da Frankreich seinen Groll gegen Deutschland dem britischen vermählt, muß unsere Vorsorge sein, den morgen vielleicht selbst dem Demüthigsten unvermeidlichen Krieg gegen das von Jeanne d'Arc gesegnete Paar ohne Vertragsfessel führen zu können. Auf dem Meer England als Feind und das westliche Festland unserem Heer durch junge Verpflichtung gesperrt, deren gewaltsamer oder künstlicher Bruch uns neuen Haß, neue Gegnerschaft würbe: Das wäre doch gar zu unbequem.

War's nicht nöthig, vor franko-deutschem Pakt zu warnen, den King Edward, um uns die Pfandnahme zu erschweren, gewünscht hatte und den ein Schwarm Urgloser damals wie Glücksbürgschaft ersahnte? Nicht nöthig, den Gedanken an hemmende Parteilung und Volksaufstand als grundlos zu erweisen, die Mißdeutung zu beleuchten, in die der Wechsel von Lockliedern und Truchflängen böse Nachbarn verleitete, und Deutschlands Willen in dunstlose Klarheit zu heben? In den Jahren der bösnischen Krisis und des Panthersprunges haben geharnischte Worte die Kriegsgefahr überwunden. Der Wiederholungsversuch mußte, im vorigen Hochsommer, mißlingen. Als Grey sehen konnte, was wurde, war's zu spät: er wollte Friedensbürge sein und von den Genossen raschen Verzicht auf Großpolitik erzwingen; doch sein Ruf verhallte in den Rüstungslärm. Die Gegner verkannten allzu lange die Leistungsfähigkeit und die Entschlußkraft Deutschlands. Daß, meinten sie, wird jeder Behagensstörung ausbiegen; weil es der inneren Einheit und daraus sprießender Kraft nicht mehr gewiß ist. So wurde der Krieg; trotzdem am selben vorletzten Julitag der Reussenzar und Englands mächtigster Minister Haupt und Leib für die Friedenswahrung einsetzten. Die war nur möglich, wenn spätestens 1911 der Zweifel an unserer Thatbereitschaft zerfiel. „Die Deutschen schlagen nicht; schmaßen gern an der Prunkkrippe weiter; sagen selbst, daß der Militarismus von Jahr zu Jahr

lästiger werde, kein Verständiger, am Gewinn der Rüstungsindustrie Unbelhelliger an Krieg denke, die Masse nur widerwillig mitfechten würde; und die Obersten bekümmert die Möglichkeit gewaltsamen Umsturzversuches. Stehen wir Drei fest, furchen die Stirn tief und legen die Hand ans Schwert, dann kommt Alles in ruhige Ordnung.* Sie haben geirrt; doch der Rückblick lehrt, daß wir, Volk und Regierung, an ihrem Irrthum mitschuldig waren. Vorbei. Die Herbstnebel sind zerflattert. Neuer Lenzsturm braust heran.

Belagerung.

„Englische und französische Handelsmissionare sind auf dem Weg nach Rußland und in die Vereinigten Staaten. London will, als Stadt der Jahresmesse, die Erbin Leipzigs werden. Hundertfünfzig Ausfuhrhändler aus England und Frankreich haben ein Schiff gemiethet, das nach Südamerika fahren und alle Häfen dieses Erdtheiles, die atlantischen und die pazifischen, anlaufen soll. Die friedlichen Eroberer, die dieses Schiff, L'Argonaute, trägt, wollen nicht, wie die Helden des alten Epos, von dunklen Gewalten bewachte Schätze erraffen. Sie gehen nach Brasilien, Argentinien, Chile, Peru, in alle Länder, wo Deutschland mit zäher Ausdringlichkeit Boden gewonnen, mit seiner Propaganda, seiner dunkelhaften Unternehmungslust den Absatz seiner Waaren erzwungen hat. Sie bieten dem lateinischen Amerika die Möglichkeit, die französische und englische Industrie der deutschen zu vergleichen. Die Ausstellung an Bord des Argonaute wird die Ueberlegenheit unserer gewerblichen Leistung beweisen. Die mitfahrenden Geschäftsleiter werden drüben die Bräuche und Bedürfnisse der Märkte erkunden, die der Krieg den Deutschen gesperrt hat und die der Friede ihnen nicht zurückgeben darf. Der deutschen Industrie fehlen die Arbeiter; sie kann, da nun schon der Jahrgang 1879 zu den Waffen gerufen worden ist, nur das für den Krieg und für die von Umtes wegen eingeschränkte Volksernährung Nothwendige liefern. Die Versuche, fremde Arbeiter heranzuziehen, sind mißglückt; und wenn die Leistungsmöglichkeit sich höbe, bliebe ihr dennoch der überseeische Weg verriegelt. Die von der ‚germanischen Kultur‘ geschaffene ‚kolossale‘ Handelsorganisation ist zum Stillstand verurtheilt; die Niederlage und der Weltgrimm werden sie völlig zerbrechen. Unsere Sache ist, die Handelskünd-

schaft zurückzugewinnen, die sich nach neuen Lieferanten sehnt und froh ist, wenn sie nicht mehr mit den Geschäftsreisenden eines Vorfalles zu thun zu haben braucht, dessen Rechtsbruch und Meßelsucht den Haß der Menschheit erwirkt haben. Das Beispiel der Argonautenfahrt heißt Nachahmung. Der Bund der Welterlöser darf nicht nur für Schlachtfelder und Friedensverhandlung gelten, sondern muß sich auf alle Gebiete menschlicher Arbeit hinstrecken.* Das kann nicht schwer werden: weil „die Ueberlegenheit der franko-britischen Industrieleistung“ unbestreitbar ist. In Deutschland wird ja fast nur schlechtes Zeug, in Berlin gar nur billiger Götterschund gemacht. „Als in Frankreich der dreizehnte Louis regierte und Paris schon eine Welt, nicht nur eine Stadt, war, hatte Berlin kaum ein paar Häuser. In Europa giebt's nirgends eine zweite Stadt, die so rasch gewachsen ist. Berlin hat heute um's Dreifache mehr Einwohner als vor drei Jahrhunderten das ganze Land, dessen bescheidene Hauptstadt es damals wurde. Berlin hat einzelne hübsche Stellen; als Ganzes ist's häßlich und Keiner hat's je geliebt. Voltaire, der Maler Vesne, Chamisso haben ausgesprochen, wie ungern sie dort lebten; Mozart fand die Stadt so unaussiehlich, daß er lieber mit achthundert Gulden in Wien bleiben als mit dreitausend Thalern preussischer Opernkapellmeister werden wollte; Schiller sah in Berlin den Seuchenherd deutscher Entfittlichung und Geschmacksverderbnis; Goethe wiederholte oft, daß er den berliner Geist als etwas ihm feindlich Widerstrebendes empfinde. Die Berliner heucheln Begeisterung für ihre Kaiserstadt; benutzen sie aber nur als Arbeitsstätte und sind glücklich, wenn sie mit leidlicher Rente in eine stillere und schönere Stadt übersiedeln können. Deutschland ist die Helmath der Vfuschnachahmung und der Schundwaare: und zur Hauptstadt dieses Landes taugt Berlin. Alles ist erkünstelt oder nachgeahmt. Aus dem Gips guckt der Ziegel vor; Simili giebt sich für Marmor, Beton für Sandstein aus. Bankhäuser ähneln Kirchen. Notare hausen in Festungen. Sanfte Bürger in Gebäuden, die aussehen wie, nach der Meinung der Erbauer, einst die rheinischen Ritterburgen aussahen, und die mit Ochsenblutfarbe angestrichen sind. Das ist der neu-deutsche Stil, der das ganze Reich verseucht hat. Ein wilder Löwe mit gesträubter Mähne, offenem Maul und drohender Zage: ein Briefkasten. Noch auf der ‚Retirade‘ findet man Becken von der

Form geflügelter Geier, Zugklinten aus Similischmiedelisen und nachgestümpertes Mahagoni. In dem Hotelzimmer, in der ,möblirten Wohnung': Tische mit geschnittenen Füßen, ein Renaissance-schrank, ein gotischer Sessel, ein Brunkstischen Louis XVI., Alles bunt durcheinander. Bald merkt man, daß der kleine Tisch hinkt, die Platte des großen nicht fest angeleimt ist, die Stühle wackeln und krachen. Alles ist, freilich, spottbillig; hält auch wohl zwei, höchstens vier Jahre. Für die Dauer wird hier nichts gemacht. Wo man vor sechs Monaten massige Neubauten in Vlamenstil sah, erblickt man jetzt wieder neue, wieder wuchtige, diesmal aber dem Koloko nachgeahmte Häuser. Ungeheure, bis unter den Fußsteig reichende Schaufenster, in die ganze Waarenhaufenge stapelt werden. Der Laden will das Bild üppiger Ueberfülle bieten; wer eintritt, findet ihn leer, ohne Tiefe, nur für die Schau eingerichtet. Alles ist billig; in manchen Luxusgeschäften kostet jeder Gegenstand drei Mark. Dafür giebt's herrliche Schildpattkämme (aus Horn), Elphenbeingeräth (aus Celluloid); was Seide scheint, ist Gloria, was wie Gold glänzt, gegilbtes Blech, der Diamant Glas, das Tuch Jute, das Maroquin genarbttes Papier. Auf Qualität wird nicht geachtet; die Sache muß nur billig sein und den unbeschreiblichen ,Schick' haben, für den der Schundliebhaber schwärmt. In ganz wenigen Läden giebt's echte Edelsteine, Gold und Silbergeräth; dann ist, in Riesenlettern, über den Fenstern zu lesen: ,Echt! Echt!' Als handelte sich um die Ankündigung einer unwahrscheinlichen Thatsache. Diese Geschäfte (in die man auch noch einiges Mißtrauen mitnehmen muß) sind übrigens meist leer; der Berliner zieht die wohlfeile Nachahmung dem kostbareren Gegenstand vor, für dessen Feinheit er kein Verständniß hat. Er liebt das Falsche, fühlt sich in ihm, mit ihm behaglich. Seit zweihundert Jahren nennt er eine Straße, auf der nur Kastanienbäume stehen, ,Unter den Linden'. Unserer Sprache entnimmt er Wörter, deren Sinn ihm fremd ist und die in die Sittenwelt seines Landes nicht passen; unverbauliche Fleischwaare ist ihm ,Delikatesse' und gemeiner Ladenkram, Galanterie'. Nicht minder unaufrichtig ist seine Küche. Auf Güte kommt's nicht an; schon Montaigne hat ja gesagt: ,Der Deutsche ißt nicht, sondern schlingt'. Wenn er nur voll wird, selbst von KK-Brot: alles Andere ist Nebensache. Außer ein paar uralten, kaum noch besuchten Häusern sind denn auch alle ber-

liner Restaurants einander ähnlich; überall giebt's für anderthalb Mark die halbe, für eine Mark mehr die ganze Speisenfolge. Und was für diesen kleinen Preis verschlungen wird, ist fürchterlich. Lachs: mit Karmin gefärbter Dorsch. Nirgend's wird die Fälscherkunst so gepflegt. Das ärgert die Berliner nicht etwa. Sie wissen, daß ihnen nur schlechtes Zeug aufgetischt wird, nehmens in guter Laune hin und trösten sich mit der Hoffnung, nicht lange in dieser Stadt zu leben. Auf dem Bahnhof erwartet der Durchreisende ja auch nicht feine Speisen. Berlin ist keine Heimath; nur der Ort, wo man Geschäfte macht. Und von Denen selbst, die darauf ausgehen, lassen sich nur Wenige in dieser Stadt nieder. Von hunderttausend Zuwanderern bringen, wie ausgerechnet worden ist, kaum zweitausend Frauen und Kinder mit; man kommt allein, wie sich's zu kurzem Aufenthalt ziemt. Familienleben, Freude am Heim giebt's nicht; man wohnt im „garni“. Der Kaufmann, Bourgeois, Arzt, Anwalt benutzet ein oder zwei Zimmer und vermiethet die anderen sammt den Möbeln Jedem, der sie begehrt. Jede berliner Braut träumt von einer großen Wohnung, deren Zimmer sie vermietthen könne. Komfort und Intimität: solche Bedürfnisse sind hier unbekannt. Viele Familien speisen abends nie zu Haus. Sie marschiren in die Schankwirthschaft. Die Männer setzen sich an einen Tisch, die Weiber, manchmal mit den Diensthoten, an einen anderen. So ist seit 1871 in dieser von unstem Drang, von falschem Luxus, von glitzerndem und tönendem Tand bis in Tollheit berauschten Kaiserstadt eine Entstiltlichung geworden, die wie eine Massenkrankheit weiterfrißt. Seit vierundvierzig Jahren löst jeder Tag ein Stück der alten Redlichkeit, der deutschen Sentimentalität; die allzu hastig ins Ungeheure aufgeschossene Stadt mordet die Ehrfurcht vor überliefertem Stammesbrauch. Wir Franzosen dürfen schon als einen Sieg buchen, daß wir, für immer, nun vor arger Ansteckung sicher sind, sicher vor der Ueberschwemmung mit dem Schund, den schlechter Geschmack, als Erzeugniß seiner „Kultur“, über die Welt hin ausgoß. Die Gefahr, in diese Kloake zu sinken, war uns nah; jezt kann Paris, das ein Schiff im Wappen führt und, im Gegensatz zu seiner anmaßenden Nebenbuhlerin, inbrünstig alles Echte, Gediegene liebt, mit vollen Segeln wieder seinem Ideal wahrhaftiger und edler Schönheit zusteuern. Das Wappen der Stadt Berlin zeigt uns einen Bären,

der auf den Hinterfüßen steht und tanzen, sich niedlich machen möchte. Der Markgraf oder Kurfürst, der einst der Hauptstadt Brandenburgs diesen Wappenschild verlieh, hat sich als einen Meister allegorischer Weissagung bewährt.“ (Le Temps.)

Ist toller lallende Unwissenheit erdenklich? Der Uberglaube, der Unbild einer schwimmenden Meßbude werde einen Erdtheil zu schneller Abkehr von deutschem Gewerbe bestimmen, mag hingehen. Aber Deutschland die Heimath des Schwindels schelten, Berlin, weil seine Haut noch manches Emporkömmlingsmal zeigt, als eine aufgepußte Schundstätte verschreien, wo der Verwöhnte nicht haufen, einkaufen, essen kann, der Zugewanderte nur, ohne Familie, weilt, bis sein Geschäft abgewickelt ist: auch der von Haß blindäugigen Kriegszeit dürfte solcher Ueberwitz sich nicht entbinden. Wir sahen Fibelbilder, auf denen Finen, Iren, Polen, Schweden, Indier, Fellschen, Araber, Buren, Kabylen, Afghanen unsere Feinde mit Gewitterschnelle zerschmetterten; sehen jezt unbedachten Eifer den lächelnden Japaner umdienern. Daß Paris nur von Winkeldirnen, Apachen, Kassenbieben bewohnt, nur mit Ramschwaare bewirthe, nur von großen und kleinen Dubals gesättigt werde, hätte eine beachtete Zeitung Deutschen nicht zu erzählen gewagt. Frankreich hat seinen Nachbar nie gekannt, schon vor dem Krieg drum jede Spußgeschichte aus deutschem Bezirk für Wahrheit genommen und beleckt gierig nun den ekelsten Lügenbrei. Clausewitz, Molke, Treitschke, Hartmann werden ihm als ein Quartett widerchristlicher Wütheriche vorgestellt, Schnodderreden des eillen Gauners Spiegelberg als Glaubensbekenntnisse Schillers eingeschmuggelt; Herr Joseph Reinach (der sich im „Figaro“, als Kampfrichter, Polybe, nach dem Historiker Romö und Karthagos, nennt) beweist, daß die Strategie und Taktik der Russen die deutsche hoch überragt; und Ministerpräsident Viviani gelobt, am achtzehnten Februar, in der Kammer, zu kämpfen, „bis die sittliche Erlösung Europas, die Entschädigung Belgiens, die Eingliederung Elsaß-Lothringens in die Republik gesichert, das Joch deutscher Tyrannei zerbrochen ist.“ Fromme Inbrunst fränzt jeden Schwäger und Schmierer. Davor sollen wir zittern? Wer eine Festung zur Uebergabe zwingen will, muß wissen, was in ihr ist und noch werden kann; sonst trägt ihm der Aufwand nichts ein.

England wird von Rednerei nicht trunken. Hat im Innersten

nie auf schnellen Sieg gerechnet, weder der russischen Dampfwalze noch dem Lateinergenie vertraut, nur, weil ihm dieses Vertrauen fehlte, sich dem Kampf gesellt und die Freunde auflange Frist verpflichtet. Ist noch irgendwoher Hilfe zu werben: am Preis wird nicht geknifert. Meldet sich kein neuer Helfer: die Rechnung muß dennoch richtig sein. Ob in West ein Vorstoß gelingt, in Ost ein Rückzug nöthig wird: an solchen Zufall hängt fühlbar Stolz nicht eines Volkes Schicksal. „Wir wollten Verständigung, die unsere Seeherrschaft gelten ließ und die Last der Rüstung minderte. War nicht zu erlangen; trotzdem wir (in dem Kolonialabkommen, daß am Tag der Kriegserklärung von Berlin aus bestätigt wurde) mehr dafür zahlen wollten, als Pitt und Palmerston, Beaconsfield und Gladstone je einem Starken bewilligt hätten. Nun müssen wir fechten; und zugleich die Genossenheere für den Plan der Belagerung nützen. Der dünkt Euch unsittlich? Nur ein Narrenland ließe Zufuhr in einen Staat, gegen das es Krieg führt. Hat Mitleid mit Greisen, Frauen, Kindern die Deutschen gehindert, Paris auszuhungern? Daß wir ein ganzes Reich belagern, daß unsere Grenzwege Wasserstraßen sind, kann den Rechtsgrundsatz nicht lockern. Wir wissen, welche Einfuhrmengen Deutschland braucht; wann, ungefähr, ihm und Oesterreich-Ungarn Brotkorn, Kartoffeln, Kupfer, Gummi, Salpeter, Petroleum, Spelsesett, Schmieröl und andere unentbehrliche Stoffe fehlen müssen. Einschränken kann'sich; Nitrate künstlich erzeugen, Kupfer von Dächern, aus der Erde, Küche, Münzstätte holen; uns Schiffe und Ladung versenken. Bleibt ringsum aber auch nur die Defensive wirksam, dann ist die mähliche Entkräftung gewiß und der Tag absehbar, der den Feind nöthigt, die weiße Fahne zu hissen. Von Vernichtung träumen wir nicht; zwischen einem ungefährdeten Rußland und einem sorgenlosen Frankreich hätte unser Imperium kaum ein Zehntel des Werthes von heute. Nur mit schmerzenden Narben würde der Inselföwe grausam. Sonst: Wiederherstellung Belgiens, Wehrkostenbegrenzung, Verbürgung des Besizes, den beide Reiche im Juli 1914 hatten; vom Verlust Tsingtauß könnte Deutschland in Kleinasien entschädigt werden.“ Das ist der Umriß des Planes. Das Wirthschaftsbedürfniß der Neutralen soll ihn fördern. Ihn zu sprengen, ist deutsche Pflicht. Dienet ihr nicht lässig! Wer sich dem harten Geseß des belagerten Reiches nicht willig fügt, verwirkt das Recht, in der befreiten Heimath je wieder den Sonnenaufstieg zu schauen.

Ein Nörgler.

Im Jahr 1906 erschien bei Zürcher & Furrer in Zürich das Buch „Die deutsche Finanzreform der Zukunft, von einem Ausland-Deutschen“. Wahrscheinlich, weil ich das Buch, nur einige Uebertreibungen rügend, im Ganzen zustimmend besprochen hatte, ließ mir der Verfasser zwei Jahre danach „Deutsche Wehrpolitik der Zukunft“ übersenden, welche Schrift ich, als gänzlich Unzuständiger, nur ganz kurz anzeigen konnte. Jetzt geht mir von dem selben Anonymus zu: „Ungelöste Lebensfragen für das deutsche Volk“, eine Schrift, für deren Beurtheilung ich einige Kompetenz beanspruchen darf, da sie Fragen der Verfassung, der Verwaltung, der inneren und der auswärtigen Politik behandelt. Einen weiten Leserkreis hat er sich durch verlockende Ueberschriften („Wie schützen wir uns vor einem unfähigen Kaiser?“, „Wie schützen wir uns vor dem politischen Schwachsinn der Deutschen?“) gesichert. Das Buch enthält gute, wenn auch nicht eben neue Bemerkungen über mancherlei Gebrechen der Bureaukratie, über die lächerliche Ueberhebung der Beamten, über den „devoten Hundesitz“, über die Thorheit und das Unrecht, den Auslandsdeutschen das deutsche Bürgerrecht zu entziehen, und kritisiert ausführlich das Reichstagswahlrecht. Ich wünsche eben so wie der Verfasser eine berufsständische Vertretung, wünsche, daß jeder Berufsstand nach dem Maße seiner Bedeutung fürs Volksganze vertreten sei. Ich hätte sogar nichts dagegen (die Gleichberechtigung aller Staatsbürger ist ja doch nur Einbildung), wenn den Vertretern der Leute ohne Besitz und Bildung Sitz und Stimme in der Gesetzgebenden Versammlung entzogen würde. Nur müßte dann eine dem römischen Volkstribunat ähnliche Einrichtung geschaffen werden. Die Lohnarbeiter und die Unterbeamten müßten ganz frei Abgeordnete aus ihrer Mitte wählen, die alljährlich vor dem Reichstag und Bundesrat die Beschwerden und Forderungen dieser Stände darzulegen und entschieden arbeiterfeindliche Gesetze durch ein Veto abzuwehren hätten. So lange eine solche Einrichtung nicht besteht, muß an dem Reichstagswahlrecht festgehalten werden, denn das vom Verfasser vorgeschlagene Pluralstimmrecht würde eben so wie das preussische Censusbahlrecht die Unterschicht mundtot machen und jeder gesetzlichen Schutzwehr gegen Unterdrückung und Ausbeutung berauben. Der Verfasser ereifert sich besonders gegen die geheime Abstimmung, die das Volk zu unmännlicher und undeutscher Feigheit erziehe. Mit dieser sittlichen Entrüstung kontrastirt recht sonderbar seine eigene

Anonymität. Ein armer Lohnarbeiter, der geheime Abstimmung fordert, um nicht Weib und Kinder dem Elend preiszugeben, ist nicht feig, sondern nur vernünftig; ein Mann dagegen, der aus dem Hinterhalt Pfeile auf den Kaiser und die höchsten Reichsbeamten abschießt und unter dem Schutze der Anonymität beschimpfende Anklagen gegen die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes erhebt, setzt sich berechtigten Vorwürfen aus.

Der Verfasser ist, wie er selbst sagt, ein süddeutscher Liberaler, der, wie man aus seinen Büchern schließen muß, seit vielen Jahren in der Schweiz wohnt, und er ist denn auch ein richtiger Schweizer: nüchtern verständig, ein Mann von gesundem Urtheil in allen praktischen und technischen Dingen; aber ein Kulturphilosoph, ohne Sinn für die tieferen Gründe und Zusammenhänge der Geschehnisse. Von der Bedeutung der Religion fürs Völkerverleben scheint er keine Ahnung zu haben, die gewöhnlichen protestantischen Vorurtheile gegen alles Katholische hat er nicht überwunden und die Centrumswähler behandelt er als Hammelherde; als ob alle Wähler der übrigen Parteien selbständige Charaktere oder gar selbständige Denker wären! Er versteht auch nicht den „Selbstmord“ des Liberalismus und den Abfall der Fortschrittspartei von ihren manchesterlichen Idealen. Die Nationalliberalen und die Fortschrittler oder Freisinnigen waren die zwei Gruppen der städtischen Honoratiorengesellschaft in protestantischen Gegenden. Die protestantische Masse stimmte für sie, entweder als „Hammelherde“ oder gezwungen durch die Brotherren. Als die geheime Abstimmung die Möglichkeit gab, gefahrlos gegen den Willen der Brotherren zu stimmen (nicht sofort, sondern erst allmählich), wählten die Lohnarbeiter natürlich ihre eigenen Vertreter. Daß es Margisten waren, die ihre politische Organisation leiteten, ist für die vom Auslandsdeutschen aufgeworfene Frage gleichgiltig. Die Honoratioren waren nun Offiziere ohne Soldaten und, um noch rekrutiren zu können, blieb ihnen nichts übrig, als den Sozialdemokraten und dem Centrum in der Sozialpolitik und in volksfreundlicher Steuerpolitik Konkurrenz zu machen. Außer einigen kleineren Hemmnissen, auf die ich nicht eingehen will, giebt es nur drei Schutzwälle, die eine sozialdemokratische Reichstagsmehrheit nicht entstehen lassen: das Centrum, der Patriarchalismus Osteliens und die Staatsbetriebe mit ihrem Millionenheer von Lohnarbeitern und Unterbeamten.

Der Verfasser lobt das schweizer Volk und die schweizer Zustände (in seinem ersten Buch hat er manches Schweizerische ziemlich scharf kritisiert). Die Kantönnli habens eben leicht, auf demo*tra-

tischer Grundlage leidlich befriedigende Zustände zu schaffen (daß diese Zustände aber durchaus nicht allgemein und vollständig befriedigen, weiß ich aus schweizer Zeitungen und Briefen). In einem kleinen Gemeinwesen mit gleichartiger Bevölkerung ist eben sachkundige Theilnahme Aller an der Staatsverwaltung technisch möglich; sie wird schwieriger in dem Maß, wie Gebietsgröße und Kopfszahl wachsen und die Bevölkerung sich differenzirt, und wird beim Ueberschreiten einer gewissen Grenze unmöglich. Was dem Verfasser und vielen Anderen als politischer Schwachsinn der Deutschen erscheint, ist nichts als die technische Unmöglichkeit für den Bürger eines Siebenzigmillionenreiches, den komplizirten Mechanismus seines Staates zu durchschauen und sachgemäß in sein Getriebe einzugreifen. Die weitverbreitete Meinung, die auch unser Schweizer theilt, daß der Durchschnittsfranzose oder -Engländer dem Durchschnittsdeutschen politisch überlegen sei, beruht auf völliger Unkenntniß der französischen und der englischen Zustände. Wenn irgendeine Wählerschaft den Namen Hammelheerde verdient, so ist es die französische; die jeweilige Regierung macht durch ihre Präfekten und Maires die Wahlen. „Das englische Volk“ aber, dessen politische Weisheit der Kontinent hundert Jahre lang angestaunt hat, ist seine nur wenige tausend Köpfe starke Aristokratie und Gentry gewesen, die auch nach den drei Parlamentsreformen noch nicht sofort aufgehört hat, das Land durch das Unterhaus zu regiren, weil, wie Sidney Low ausführt, die Engländer eine ehrfürchtige Nation sind, weil sie praktisch sind und jedes Geschäft Dem übertragen, der's versteht, die Aristokraten aber, die außerm Regiren nichts zu thun haben, dieses Geschäft, meint man, doch verstehn müssen und weil ein Abgeordnetenmandat nicht nur bei der Wahl, sondern auch nachher noch schrecklich viel Geld kostet. Einen Hauptgrund verschweigt der patriotische Engländer: die in Abhängigkeit und Unbildung versunkene Unterschicht war politisch tot. In den Gewerksvereinen, die sich mit schweren Opfern der Mitglieder die gesellschaftliche Daseinsberechtigung erkämpft haben, ist nur die Arbeiteraristokratie organisiert. Aber seit der 1876 eingeführte Schulzwang zu wirken begonnen, die Zahl der Analphabeten stark abgenommen hat, ist die Demokratie ins Unterhaus eingedrungen, hat es zerflüftet und dem bequemen Wechselspiel der zwei aristokratischen Familienverbände, die sich Whigs und Tories nannten, ein Ende gemacht; das vorläufige Ergebnis ist Verlegenheit; sie wird nach dem Krieg noch fühlbarer werden. Die Aenderung befähigt den gemeinen Engländer, der jetzt wenigstens

lesen kann, natürlich noch lange nicht, schwierige Steuerprobleme zu lösen; Sidney Low giebt zu, auch schon die Kommunalverwaltung sei so undurchsichtig geworden, daß der Bürger kein persönliches Verhältniß mehr zu ihr habe und sie gern dem engen Kreis der Sachverständigen überlasse.

An der auswärtigen Politik der Regierung läßt der Auslandsdeutsche kein gutes Haar und vom Wehrbeitrag schreibt er, die schwache Reichsleitung sei nicht mehr im Stande gewesen, die erwerbenden Stände vor den steuerpolitischen Beutezügen der Festbesoldeten und der Arbeiter zu schützen. „Aber die Folgen dieser *va banque*-Politik werden nicht ausbleiben. Solche ungeheuren Opfer für eine so schlechte Politik: Das ist zu viel auch für den gezähmtesten preussischen Bourgeois.“ Auch ich habe an der Regierungspolitik Mancherlei auszufehen gehabt (nicht gerade das Selbe wie der Schweizer), aber der Hieb der gepanzerten Faust, den wir jetzt erleben, wäre ohne ungewöhnlichen Aufwand für die Wehrkraft jedenfalls nicht möglich gewesen.

Reisse.

Dr. Karl Jentsch.



Wir Deutsche in Amerika.

Vaterland! Recke Deine Arme
 Zu Deinen Kindern über die See!
 Fremder Boden hält sie gefangen,
 Kein Weg führt von ihm zu Dir.
 Wir, die wir gern unser Herzblut gaben,
 Sind zu quälendem Nichtsthun verdammt.

Vaterland! Recke Deine Arme!
 Hol Deine Kinder Dir über die See!
 Tausende harren Dein,
 Daß Du die Ketten sprengest,
 Aufstößest die Thür weit,
 Durch die wir strömen
 Wollen ins Vaterland.

Wie ein liebender Vater
 Zieh Deine Kinder an Deine Brust.
 Schlage die Feinde,
 Öffne die Welt Dir
 Und uns das Vaterland!

New Orleans.

Georg Ahrens.

Friede im Krieg.

Europa harret in Waffen seit Jahrzehnten. Wo Rauch ist, ist auch Feuer. Aus den rauchenden Kratern des Hasses, des Neides, innerer Verderbtheit und Zerrissenheit, lauernder Laster, Macht- und Geldgier ergießt sich jetzt die brodelnde, die zischende, zerstörende Gluth. Urfeuer-Erdbeben. Die Meere erzittern. Aus den Schiffen der Küste fallen Bomben. Unterseeboote legen Minen. Das Echo des Kanonendonners schlägt an die entlegenste Küste. Die schmalen Blüthesgarben der Geschütze, die entzündeten Feuersbrünste sprühen Funken in die fernsten Fernen.

Doch das Feuer, das einst Prometheus, das der tiefste, stolze Trost des Schaffenden angesichts unbilliger Zernichtung der Menschheit brachte, das sengende, fressende Feuer ist auch der Born der Erneuerung und Verjüngung. Ist der Born der That.

Nun ist Alles anders geworden. Der häusliche Haber, der Deutschland theilte in Nord und Süd, spaltete in Junker, Bürger, Prolet, in Protestant, Katholik, Jude, Dissident, verstummte im Waffenklirren für die gemeinsame Sache. Der Krieg im Frieden ward zum Frieden im Krieg. Zum Frieden, der Urzeuge ist für die Wucht unserer inneren vaterländischen Einheit.

Wir Alle lernten umdenken, umwerthen. Der Eine in diesem, der Andere in jenem Sinn. Wir lernten mit der brausenden Schnelle der Mobilisirung, die in wenigen Tagen unseren Boden umwälzte. Aus langer Versunkenheit ist die deutsche Einheit erwacht. Plötzlich steht sie da. Aufrecht. Eisenstark. Bei Schritt und Tritt der aus der Erde gestampften Landeswehr wirft sie ihre warmen, tröstenden Strahlen über die Gauen des Vaterlandes. Die deutsche Einheit. Sie flammt aus den Knabenaugen der Nothexaminanden, die zur Einstellung drängen. Flammt aus den Augen der eben der Liebsten angetrauten blutjungen Ehemänner wie aus dem ernst-entschlossenen Angesicht bejahrter Familienväter. Sie alle Grenzhüter. Singend, in endlosen Reihen, ziehen sie in der graugrünen Uniform aufs Schlachtfeld. Die deutsche Einheit blickt auch aus den Augen der Zurückbleibenden, die das heimische Feld bestellen, damit den Sieger Ernte und Häuslichkeit empfangen.

Und Jene, die nimmer wiederkehren? Die deutsche Einheit blickt noch durch die Thränenscheiter, die uns die Listen der Gefallenen verhüllen wollen.

Kein fremdenfreundlicheres Volk giebt es als die Deutschen. Weltliebe, übernationale Neigungen sind ihm Erbgut. Der Reich-

thum unserer Ideen und Sprache wuchs an der Kenntniß und Schätzung ausländischer Werthe und Sonderheit.

Woher trotzdem die leidenschaftlich wühlende Empörung in uns Allen, Mann und Weib, Alt und Jung gegen die fremden Nationen, die uns mit tausend Banden der Weltkultur verbunden schienen? Gegen die französischen, russischen und englischen Feinde, denen sich das an deutschen Universitäten mündig gewordene Japan gesellte? Als ungeheuren Frevel empfinden wir die Eintreibung. Das Land der Denker, Dichter und Sänger, dem Europa Unendliches dankt, will man verwüsten. Wenn nicht zerstören, so doch klein machen und demüthigen, tief demüthigen.

An grenzenloser Zusammengehörigkeit, stärker als der schroffe Individualismus einer Epoche, die seltsam in sich zu zerstückeln, mehr und mehr im Persönlichsten sich zu verankern schien, muß der feindliche Massenandrang zerbrechen. An West- und Ostgrenze werfen unsere Krieger die Patrouillen, Brigaden, Divisionen zurück: Mußt mir mein Deutschland doch lassen stehen!

Im Welterdbeben, inmitten einer an Zahl weit überragenden Gegnerschaft fühlen wir unsere Art wachsen, die Kraft des Handelns und Ertragens stählen werden. Hoch hinaus über den Alltag, seine Lust und sein Leid, sein Begehren und Bangen, trägt uns ein einzigartig-einheitlicher Wille zum Sieg, trägt uns der Friede im Krieg.

H e l e n e S i m o n.



Anzeigen.

Die psychopathischen Verbrecher. Verlag Dr. P. Langenscheidt.

Die Probleme, vor die das Verbrechertum die moderne Gesellschaft stellt, können ihrer Lösung nicht entgegengeführt werden, bevor nicht ein vertieftes Eindringen in Wesen und psychische Eigenart der kriminellen Einzelindividuen Klarheit darüber geschaffen hat, mit was für einer Art Menschen man es eigentlich dabei zu thun hat. Darüber hilft auch keine noch so gründliche und umfassende kriminalistische Massenstatistik hinweg, die schließlich über tote Zahlen niemals hinauskommt. In richtiger Erkenntniß dieser Nothwendigkeit ist von verschiedenen Seiten die individualpsychologische und -biologische Betrachtung des Verbrechertums in Angriff genommen worden. Die Resultate waren auffallend übereinstimmend, für den Kundigen freilich nicht überraschend. Ungemein groß war der Prozentsatz an psychisch Minderwerthigen, die bei einzelnen Gruppen die Hälfte

und mehr ausmachen. Besonders eindringlich muß diese Feststellung bei den jugendlichen Verbrechern, den Fürsorgezöglingen, wirken, aus denen sich die Kerntruppe der Verbrecherarmee rekrutirt. In diesem ungewöhnlich hohem Antheil an der Kriminalität erschöpft sich aber die Bedeutung der psychisch Minderwerthigen für das öffentliche Leben nicht. Die Frage der geminderten Zurechnungsfähigkeit, des gemilderten, des individuell angepassten Strafvollzuges, der Sicherungsnachhaft, der dauernden Verwahrung der unverbesserlich Kriminellen und viele andere Fragen knüpfen sich an diese Zurechnungsfähigen Minderwerthigen. Ihre Kennzeichnung, so weit sie für Verbrechen und Strafverfahren Bedeutung hat, kommt einem praktischen Bedürfnis entgegen. Sie bedarf keiner weiteren Rechtfertigung und Begründung. Mein Buch macht nun den Versuch, in einer, wie ich glaube, bisher noch nicht vorhandenen umfassenden Darstellung Alles zusammenzustellen, was die psychopathisch Minderwerthigen in ihren Beziehungen zu Verbrechen und Strafwesen kennzeichnet. Die psychopathischen Wesenszüge, die zu Entgleisung und Kriminalität führen, die Delikte, in denen sie ihren Niederschlag finden, die pathologischen Charakter- und Verbrechertypen, in denen sie zum Ausdruck kommen, die inneren psychischen wie körperlichen Bedingungen und die äußeren Verhältnisse, unter denen diese Psychopathen ihr seelisches und soziales Gleichgewicht verlieren, werden auf der einen, das Verhalten der Minderwerthigen im Strafverfahren und Strafvollzug, die Wirkungen, günstige wie ungünstige, die die Strafvorgänge auf sie ausüben, die Besserungsaussichten, die Gesichtspunkte für ihre Behandlung im Strafrecht, Strafverfahren, Strafvollzug und in der Freiheit werden auf der anderen Seite dargestellt. Benutzt wurde das umfassende kriminelle Großstadtmaterial der Berliner städtischen Irrenanstalten. Damit dürften die nothwendigen Grundlagen geschaffen sein, von denen aus zu dem schwerwiegenden modernen Problem der Verbrechensbekämpfung, so weit es die Psychopathen angeht, Stellung genommen werden kann.

Berlin-Buch.

Dr. Karl Birnbaum.

Der Konzeptions-Schulze, die Geschichte eines Ueberganges aus dem Bürgerthum in den Adel unter der Regierung Kaiser Wilhelm des Zweiten. Von Hans Erich Tzschirner. W. Borngräber in Berlin.

Der nach kurzer Zeit erschienenen achten Auflage seines Erstlingsromans „Die nicht lieben dürfen“ läßt Tzschirner jetzt einen Gesellschaftsausschnitt in größerem Rahmen folgen. Und er giebt ihm mit dem Vorbehalt eines literarischen Untertitels einen von Bismarck im Reichstag geprägten, ungemein bezeichnenden Namen. Der Großindustrielle Rosenherz schickt seinen einzigen Sohn auf den Wunsch des ihm gnädigen Kaisers als Fahnenjunker zu den Gardebürassieren und nimmt schließlich nach starkem Widerstande um dieses Sohnes und seiner

Tochter willen den Abel in Gestalt der Grafenwürde an. Der Werth des Buches als eines Kulturbildes liegt in der verblüffenden Echtheit der intimen Szenen in der Villa des Großindustriellen am Wannsee und im Kasino der Gardekürassiere. Die drastischen Aeußerungen eines Demokraten, der in dem Buch herumspukt, lassen nicht erkennen, auf wessen Seite der Verfasser eigentlich steht. Er läßt einen auf großen Reisen geöffneten und gereiften Verstand zu uns sprechen und entpuppt sich selbst uns als Menschen von feinsten Kultur und intimster Kenntniß der Kreise, in die er sich als Reiteroffizier und Adjutant eines Fürsten, also gewissmaßen selbst als Konzeßion-Schulze, gründlich vertieft hat.

Wilhelm Freiherr von Malchin.

Ornamenta Spiritus. Sieben Holzschnitte von H. John Hoexter. Im Selbstverlag.

Der Glaube hat seinen liebsten Feind besiegt. Die Tafeln der Kunst liegen zertrümmert. Die unsfrommer Wißbegierde verheißene Strafe, die „poena sensus“, ist offenbar vollzogen. Unter der Frevler Händen lösten sich die bildwirkenden Einheiten auf; den Pointillisten das Licht, den Kubisten der Raum und den Futuristen die Zeit. Jons Eitelkeit hat gewählt; nun muß er lügen oder schweigen. Die Leinenrahmen stehen leer, seit der Maler irrende Finger am Schleier der Maja, am Gewande der Gottheit gerren. Schon Dürers „Speiß der Malerknaben“ enthielt frühes Gift und wandelte zum Grauen des Meisters der Schafenden „Hohen Wahnsinn“ in heidnisch unfruchtbare „Melancolia“. Was nun noch gemacht wird, sind äußere Werke, opera operata und völlig belanglos; die visio beatifica schwand und das lumen gloriae erlosch. Verzeiht man meine kryptographische Vermummung? Begreift man, um welchen sehr heißen Brei ich schleiche, wie eine unerlöste Seele mittenachts um die verschlossene Kirche? Ich werde mich hüten, die theses damnatas auszusprechen. A. G. L. A.!.. Die Mappe „Ornamenta Spiritus“ (Tresor de l'âme) enthält folgende sieben Blatt: Adam Cudmon, Bestiarium, Ars Magna, Morbus Indecens, Revenant, Sohar, Totem. Sie kostet zwanzig Mark. Die im Dezember 1913 veröffentlichte Holzschnittfolge „Imagines Divi“ ist vergriffen.

H. John Hoexter.

Die Aufgaben der Kinematographie in diesem Kriege. (Flugschrift des Dürer-Bundes Nr. 128.)

Im Augenblick das Richtige thun, Lebendiges nicht in einem Neß von Instanzen und Bedenlichkeiten sich abmatten lassen, nichts versäumen, worüber wir später einmal erröthen müssen: wenn der Krieg, die konzentrierte Form des ewigen Krieges, die wir wieder einmal erleben, irgendeine deutliche Mahnung an die Geister enthält, so ist es diese. Sie läßt sich auf manche Gegenstände anwenden; besonders rund und glatt auf die Kinematographie. Die ist nur eine kleine

Nebenerfindung zur Bereicherung und Berichtigung unserer Vorstellungen von der sichtbaren Wirklichkeit. Das Wesen der Kinematographie ist Ehrlichkeit; sie giebt wie kein anderes Mittel optische Selbsturkunden von thatfächlichen Geschehnissen, so weit sie sich in genügendem Licht abspielen. Ob Das wenig oder viel, gut oder böse ist: Dies und nichts Andere können wir für unsere Kultur von der Kinematographie haben. Aber so wenig es als technische Leistung (nachdem die Apparatur einmal da war), auch dies Wenige zu thun, haben wir verpaßt. Durch den Krieg ist nun der Geschäftsring der Kinodramenverschleißer gesprengt worden. Der Weg zur Rückgewinnung der Kinematographie für alles Werthvolle, das wir von ihr erträumt, ist heute frei. Zugleich thürmt sich vor ihr ein Gegenstand, an dem sie ihre Kraft erweisen kann und muß, von erschütternder Würdigkeit auf. Wie haben in den letzten Jahren unsere inneren Augen sich gemüht, die Ereignisse von vor hundert Jahren „lebendig“, als Seh-Erlebnisse, wieder herzustellen! Die Phantasie erlahmt davor, die des Künstlers verliert den Boden. Was kein Künstler und vielleicht kein Gelehrter kann und erstrebt, ein ganz neues Begehren, recht kindlich am Stofflichen klebend und doch mit einem Reim zu unvorstellbaren geistigen Genüssen und Erhebungen im Innern, das Begehren, einen Schatten der Geschehnisse etwas länger, als zuvor zur Betrachtung zu behalten, findet, kann Erfüllung finden in der Kinematographie. Dieser Völkerring braucht ein Denkmal, gebaut aus Mitteln, die dem zwanzigsten Jahrhundert und keinem vorher zur Verfügung standen. Das ist ein Denkmal aus Filmrollen, aufgenommen am lebendigen Tag, eingekapselt für die Augen Ungeborener in hundert, fünfhundert, tausend Jahren, für Gelehrte, Künstler, Volk und Kinder. Wollen wir auch heute wieder versäumen, zu thun, was der Augenblick fordert? Ist der Gedanke zu tragen, welches Versäumnis uns die Nachfahren vorwerfen, wie sie zürnen werden, wenn wir die Aufgabe unerfüllt lassen? Ich kenne die Hindernisse und Bedenken, Kleinliche und wohl zu erwägende. Kenne die Schwierigkeiten und das Wagnis des Unternehmens. In meiner Flugschrift zeige ich den Weg, der zu gehen ist, um zugleich echte Aufnahmen von diesem Krieg zu schaffen, daneben die Kinotheater zu einer ergiebigen Quelle von Kriegshilfsmitteln zu machen, endlich so nebenbei und für immer die Kinematographie an einem Rückversinken in den früheren Sumpf dadurch zu hindern, daß Staat und Gemeinden, ohne unerfüllbare Monopolträume und ohne selbst schuldig zu werden, hemmend und wiederum fördernd eingreifen.

Hermann Häfker.

Das schmerzliche Wunder. Egon Fleischel & Co. in Berlin.

In den Frauengedichtbüchern, die wir aus den letzten drei Jahrzehnten besitzen, ist die Leidenschaft und die Müdigkeit, der Stolz und die Unrast einer ringenden Generation aufgefangen; und wenn jetzt von dem neuen und vielleicht glücklicheren Geschlecht, das besteht, was

Jene erwarben, dieß Buch zu sprechen wüßte, dann dürfte ich hoffen, zu einer Veröffentlichung eine kleine Berechtigung zu haben. Keine Reihe, sondern ein Kreis von Gedichten, keine Lieberammlung, sondern ein geschlossenes Stüdchen Werden sollte dieser Band darstellen.

V e r g l e e.

Eisgraue Gipfel ragen in der Runde,
 Bergtief schmiegt spiegelnd sich im glimmend-glatten
 Smaragdhschein der See. Ihr Riesenschatten
 Raubt ihm das Licht und füllt ihn bis zum Grunde.

Zerfurcht, mit rothem Rinnjal alter Wunde,
 Vergletschert steigt auf steil gestürzten Platten
 Der Berg empor und mit den Wolken gatten
 Sich eisbedeckt und einsam Schroff und Schrunde.

Weißt Du, warum ich wieder Dein gedenke
 Und wie sich windstill und verträumt mein Leben
 In Stille schließt, daß es sich ganz Dir schenke,

Und lauscht, dem Ernst der Höhen hingegen,
 Daß sich Dein großer Schatten in mich senke,
 Um tief verklärt Dein Bildniß aufzuheben?

Z w i e g e s p r ä c h.

Sitzt eine verschleierte Frau
 An meinem Bett alle Nacht;
 Und sie sinnt und sie spinnt
 In Fieberfäden mich sacht.

Flattert ein blauer Traum
 Um mein Haupt alle Tag;
 Es erhellt mir die Welt
 Seiner Flügeln Schlag.

Hängt auch ein dunkler Gram
 Ueber mir Tag und Nacht,
 Weiß ich ein Herz nicht nahm,
 Daß man mir heimlich gebracht.

„Wie heißt die verschleierte Frau?“
 Mein Freund, die Erinnerung an Dich.
 „Was ist der blau flatternde Traum?“
 Mein Freund, eine Hoffnung für mich.

„Warum trägst Du den dunklen Gram?“
 Mein Freund, weil mein Herz so verzagt,
 Weil ich Dich liebe so lang
 Und es Dir, mein Freund, nicht gesagt!

J i s e R e i d e.

Gold=Pool.

Der amerikanische Goldpool, der im Herbst 1914 entstand, weil man einen Kassenfundus für die Bezahlung ausländischer Forderungen haben wollte, ist aufgelöst worden. Newporke Banker hatten 100 Millionen Dollars in Gold aufgebracht, die sie nun zurückbekommen. Das ist mit einer stolzen Farsare verkündet worden. „Die Vereinigten Staaten brauchen keine Goldreserve; sie machen im Export so gute Geschäfte, daß das Ausland ihnen immer tiefer verschuldet wird. Also wird mehr Gold ins Land kommen als hinausgehen; und der Pool ist unnöthig.“ Der Stolz auf die Leistungen der Ausfuhr findet in Deutschland nicht das volle Verständniß. Die Herren Schwab und Morgan denken weniger an Neutralität als an Geschäfte. In der Thatfache, daß sie mit ihrer Auffassung durchdrangen, könnte man einen Sieg der Trusts über den Präsidenten Wilson sehen. Der Krieg hat die wirtschaftlichen Anschauungen umgemodelt. Das gilt auch für den siebenjährigen Krieg gegen die Fürsten von Wallstreet. Die Tage der leutschen Enthalttsamkeit sind vorüber. Die Amerikaner haben an der Lieferung von Kriegsmaterial und Weizen viel Geld verdient; und die Auflösung des Goldpool ist ein Grenzstein in der amerikanischen Wirtschaftsgeschichte. New York wird das „Geldcentrum der Welt“ genannt. London sei erledigt. Den Deutschen gönnt man die Aussicht auf eine neue ausgiebige Geschäftsverbindung mit den Vereinigten Staaten. Der Yankee ist klug genug, das Interesse Nordamerikas an einem guten Verhältniß zu Deutschland zu erkennen. Unsere Ausfuhr ist für den amerikanischen Markt wichtig und New York wünscht sich die Vermittlung für die deutschen Geldgeschäfte in Südamerika. Daß die Engländer und Franzosen ihre Eroberungen im lateinischen Amerika fortsetzen werden, bezweifeln die Finanzleute drüben. Dieses Zugeständniß ist für uns ja schmeichelhaft; und daß der Amerikaner zuerst an sich denkt, ist sein gutes Recht.

Die Vereinigten Staaten haben in Europa ungeheure Werthpapierhaufen untergebracht, für die sie den Geldmärkten der Alten Welt zinspflichtig sind. Mit ihrem Ausfuhrüberschuß könnten sie den größten Theil dieser Verpflichtungen tilgen. Aus der Steigerung ihres Exports folgern sie, daß Europa ihnen verschuldet werde; doch müßte man erst ausrechnen, wie groß die Summe der in Europa liegenden amerikanischen Papiere bei Ausbruch des Krieges noch war. Das deutsche Kapital hat sich seit Algabir entlastet. Die Yankee werthe-strömten nach Amerika zurück oder wurden von Frankreich übernommen, das dann in eine schlimme Börsenkrisis gerieth. In der londoner Citty sind die Dollarpapiere eiserner Bestand. Der Schatzkanzler Lloyd George meint, Amerika schulde Großbritannien 1000 Millionen Pfund. New York fand

Diese Schätzung falsch; jedenfalls entsprang sie der Ueberzeugung, daß es sich bei dem Antheil, den die Union am britischen Volkvermögen hat, nicht um eine Kleinigkeit handelt. Nach einer englischen Statistik haben die Amerikaner 6 bis 7 Milliarden Dollars fremden Geldes in Anspruch genommen. Davon in England 4, in Deutschland 1½ Milliarden. In Mittel- und Südamerika haben die Vereinigten Staaten etwa 1½ Milliarden angelegt. Die Zinspflicht erstreckt sich also auf ein Kapital von rund 5 Milliarden. Das erfordert jährlich einen Auswand von 250 bis 300 Millionen Dollars. Der Aktivüberschuß der amerikanischen Handelsbilanz betrug im Jahr 1914 nur 32½ Millionen Dollars; hätte also für die Verzinsung des entliehenen Geldes gerade ausgereicht. Was sonst noch an Dollars im Ausland blieb, konnte durch den Gewinn der Handelsbilanz nicht aufgewogen werden. Dadurch ist bewiesen, daß die amerikanische Zahlungsbilanz gegenüber dem Ausland passiv gewesen ist. Die Kosten des Reiseverkehrs sammt den Schiffsfrachten (für 1913 wurden die Ausgaben der ins Ausland reisenden Amerikaner auf 200, die Schiffsfrachten auf 50 Millionen Dollars geschätzt) und die Geldbeträge, die von Eingewanderten nach der Heimath geschickt wurden (300 Millionen) sindbarer Verlust für den amerikanischen Vermögensstand gewesen. In der Kriegszeit haben sich diese Posten der Zahlungsbilanz wesentlich geändert. Das Reisen hat fast aufgehört; und der Weg des Geldes nach Europa ist gesperrt. Bleiben nur die Ausgaben für die Seetransporte. Die sind durch den Krieg sehr gekürzt worden. Der für den amerikanischen Handel wichtigste Schiffsraum, der deutsche, ist verriegelt. Die Amerikaner benutzen also eigene Schiffe oder müssen sich mit den ausländischen behelfen, die sich noch nicht vom Ozean zurückgezogen haben. Wie tief diese erzwungene Einschränkung die Frachtsomme herabdrückt, wissen wir noch nicht. Sicher ist nur, daß der Zahlungsbilanz der Vereinigten Staaten die Absperrung vom Verkehr mit dem Ausland nützt. Und das Ergebnis dieser günstigen Wandlung ist das Verschwinden des Gold-Pool.

Der vom amerikanischen Kongreß eingesetzte Ausschuß, der den Namen seines Vorsitzenden, des Abgeordneten Pujo von New Orleans, trug, hat vor zwei Jahren über den Geld-Trust berichtet. Er behauptete das Dasein eines Trust, einer engen Interessengemeinschaft zwischen einzelnen Finanzgruppen; und nun sollten die Löwen der Fünften Avenue gebändigt werden. Der gefürchtete Trustinquisitor, Samuel Untermyer, vernahm den alten Morgan, der dem neugierigen Staatsanwalt aber nicht sagen wollte, wie und zu welchem Zweck er sein Geld gemacht habe. Doch der Untersuchungsausschuß hatte die Tyrannenherrschaft von Geldleuten festgestellt und die Oessentliche Meinung konnte sich an der Hoffnung auf die Ausrottung dieser „Schädlinge“ berauschen. Um die Morgan und Rockefeller waren die „Milliarden“ geschaart, große Bankfirmen in New York, Boston und Chicago. Die Kerntruppe verfügte über 1300 Millionen Dollars fremder Gelder. Staatsanwalt Untermyer gestand den „Verbrechern“ eine ge-

wisse Klassenethik zu, die darin sichtbar wurde, daß sich einzelne Bankiers verpflichtet hatten, einander nicht Konkurrenz zu machen. Dennoch wurde beschlossen, den Geldtrust so lange zu würgen, bis ihm der Lebensodem entflohen sei. Der Ausschuß schlug Mittel vor, die alle Börsenauguren heiter stimmten. Keine Scheingeschäfte mehr; Einsicht in die Bücher. Der einzige praktische Erfolg dieses Reinigungsverfuches war eine amtliche Verherrlichung der Blankogeschäfte durch den Vorstand von Wallstreet. Das Publikum vernahm, Waaren zu kaufen oder zu verkaufen, die man nicht habe, sei durchaus nicht unanständig. Diese Auffassung hat sich natürlich leicht durchgesetzt; sie entsprach den Wünschen Aller, die mit der Börse Berührung hatten. Die Bankiers aber, die von dem Doppelgestirn Pujo-Untermoyer grell beleuchtet worden waren, sind heute die Stützen der Nation. Ihnen lauscht das Volk.

Anders wird jetzt auch die neue Currency Bill, das Gesetz über die Reform des amerikanischen Bankwesens, beurtheilt. Das Verfahren gegen den Geldtrust trieb zur Notenreform; aber die Vorschläge, die der Pujo-Ausschuß für eine Kontrolle der Nationalbanken machte, waren nicht zu gebrauchen. Erst das Gesetz, das die Reservebanken als neue Glieder dem Bankensystem einfügte, hat die „Centralisirung“, gegen die sich die Mehrzahl der 7500 Nationalbanken heftig sträubte, begonnen. Die Vorbereitung der neuen Federal-Reserve-Organisation dauerte fast ein ganzes Jahr. Das Gesetz datirt vom ersten Januar 1914; aber erst am sechzehnten November 1914 begann die neue Epoche im Bankwesen der Vereinigten Staaten. Und der Präsident eines großen newyorker Finanzhauses, der Guaranty Trust Company, der vor zwei Jahren zu den Angeklagten gehörte, lobt heute die Wirkung des neuen Reservebankensystems. Daß Amerika so viel Geld habe, verdanke es nur der Bankreform. Vor Tische las man anders. Als im April 1914 angezeigt wurde, in welchen Städten die zwölf Reservebanken zu errichten seien, gab es im Bereich der Nationalbanken noch laute Mißstimmung. Sie mußten sich natürlich fügen, da das Gesetz ihnen keine Wahl läßt. Aber der alte Geist ist nicht verschwunden; und die vollkommene Centralisirung des amerikanischen Bankwesens ist auch jetzt noch nicht erreicht. Denn das Gesetz hat keine Macht über die Banken, die ihren Freibrief einer einzelnen Staatsregierung verdanken. Der Bund kann diese Anstalten nicht einfach beseitigen; er würde dadurch die Rechte der States Governments verletzen. Was der Schatzminister McAdoo thun wird, ist nicht bekannt; er gilt als höchst energisch. Washington hat jetzt freilich wichtigere Sorgen als die um einen Bankkrieg mit den Einzelstaaten. Das Bundesaufsichtamt für die Reservebanken (Federal Reserve Board) arbeitet, als Behörde, „nach Grundsätzen“. Das paßt den Kunden der zwölf Bundesbanken, den Distriktsinstituten, nicht, weil sie in ihrer Dividendentaktik gehemmt sind. Die Diskontsätze sind vorgeschrieben und das Amt hat das Recht, sie je nach den Kreditverhältnissen des einzelnen Bezirkes zu bemessen. Diese Ungleichheit und die Einengung der Verfügungsfreiheit werden als Störung empfunden.

Der Weisheit letzter Schluß scheint das Bankgesetz nicht zu sein. Präsident Wilson hatte Eile, der Bill die Sanktion zu verschaffen. Nachdem ihm bei der Zolltarifreform gelungen war, über seine Widersacher zu siegen, lag ihm daran, auch den zweiten Triumph in Sicherheit zu bringen. So wurde mit der Glas-Owen-Bill nicht lange gefackelt. Und Mc Abbo, der Schwiegersohn des Präsidenten, sorgte für das Schnelligsttempo; der wirthschaftliche Verkehr soll die durch die neue Bankverfassung in Freiheit gesetzten Staatsgelder in sich aufnehmen. Eine halbe Milliarde Dollars ist in den offenen Geldmarkt geflossen und zum großen Theil von den ausgehungerten Baumwollpflanzern verschlungen worden. Von dem späten Glück des Exporthandels haben die Pflanzern ja am Wenigsten. Die Gewinne bleiben im Schwabenland.

Eine Sorge Amerikas ist der Goldhunger der Briten. Die Bank von England arbeitet mit Riesenmagneten, um Gold an sich zu ziehen. Die Amerikaner möchten aber ihren Eagles die Flügel beschneiden, um ihnen den Flug über den Ozean zu wehren. Ein Mittel wäre: Ablehnung jeden Vorschusses an eine Kriegspartei. So lange sich Amerika an Darlehen und Lieferungen theiligt, hat es nicht die Macht, Herrn Lloyd George und Genossen nach Haus zu complimentiren. Das ist die Kehrseite des neuen Exporttriebes. Sie lehrt den Yankee, daß die City ihn nicht losläßt, mag er ihr Gold oder Finanzwechsel bringen.

L a d o n.



Der höhere Friede.

Wenn sich, auf des Krieges Donnerwagen,
Menschen waffnen, auf der Zwietracht Ruf,
Menschen, die im Busen Herzen tragen,
Herzen, die der Gott der Liebe schuf:

Denk' ich, können sie mir doch nichts rauben,
Nicht den Frieden, der sich selbst bewährt,
Nicht die Unschuld, nicht an Gott den Glauben,
Der dem Hasse wie dem Schrecken wehrt,

Nicht des Ahorns dunklem Schatten wehren,
Daß er mich, im Weizenfeld, erquickt,
Und daß Lied der Nachtigal nicht stören,
Die den stillen Busen mir entzückt.

Heinrich von Kleist.



Das **Bad** *des Lebens*
In jeder Wanne anzuwenden

LEUKAN ERBEN G.M.B.H. BERLIN-CHARLOTTENBURG 13

Das Kaffeekochen ist veraltet!

R u w i l

Ein trockenes Pulver, nur aus reinem Bohnenkaffee bereitet. | Löst sich in einer Sekunde im Wasser.

Liefert ohne Mühe kraftvollen, herrlich duftenden Kaffee!
Keine Kaffeemaschine. — Kein Durchgießen.

Beste Anerkennungen der ersten Fachleute.

Löslicher Kaffee G. m. b. H. Berlin SW. 61 Telephon Str. 166 a.
Verlangen Sie in den Geschäften eine Probepackung zu 65 Pf.

Studien-Anstalt
für **Schriftsteller**
Leiter: **Dr. jur. Wrede, Berlin-Südende**
Prospekte kostenlos.

Vorbild aus 2. Einjähr.-, Prim.-, Abit.-Prüf.
i. Dr. Harangs Anst., Halle-S. 72.

Tempelhofer Feld

In den neu erbauten, asphaltierten Straßen sind zurzeit eine grössere Anzahl Häuser mit herrschaftlichen Wohnungen von 4-7 Zimmern fertiggestellt und sofort zu beziehen. Die Häuser haben Zentralheizung, Warmwasserbereitung, elektrisches Licht, Fahrstuhl etc. Einige Häuser sind auch mit moderner Ofenheizung ausgestattet. Sämtliche Wohnungen sind mit reichlichem Nebengelasse versehen. Die Häuser entsprechen in ihrem Ausbau den besten Bauten des Westens. Die Hauptstrassen sind durch elektrische Bogenslampen beleuchtet.

Die Verbindung ist die denkbar beste. Sechs Strassenbahnen fahren nach allen Teilen der Stadt und zwar die Linien 70, 73, 80 K, 90, 85 und 44. Autocombus etc. Die Fahrzeiten betragen vom Eingang des Tempelhofer Feldes

- nach dem Halleschen Tor ca. 7 Minuten,
- der Leipziger Ecke Charlottenstrasse ca. 15 Minuten,
- der Ritterstrasse-Moritzplatz ca. 15 Minuten,
- dem Dönhofsplatz ca. 15 Minuten.

Eine neue Linie wird demnächst eröffnet und führt von der Dreibundstrasse, Ecke Katzbachstrasse, in weniger als 15 Minuten zum Potsdamer Platz.

Die untere Hälfte des Parkringes, welcher mit reichlichen Spielplätzen und einem grösseren Teich, der im Sommer zum Bootfahren und im Winter als Eisbahn dient, versehen wird, ist bereits dem Verkehr übergeben worden.

Auskünfte über die zu vermietenden Wohnungen werden im Mietsbureau am Eingang des Tempelhofer Feldes, Ecke Dreibundstrasse u. Hebenaustrasse, Telephon Amt Tempelhof 627, und in den Häusern erteilt. Den Wünschen der Mieter bezüglich Anschluss von Wasserleitungen an die Warm- und Kaltwasserleitungen, bezüglich der Auswahl der Tapeten wird in bereitwilligster Weise Rechnung getragen.

Insertaten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den **Verlag der Zukunft, Berlin, Wilhelmstr. 3a**
sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.

Manoli

Deutschlands führende
Zigarettenmarke

Truffrei



M U S I K

KLASSIKER / UNTERHALTUNGS / OPERN /
HAUS- / ODER TANZMUSIK FÜR KONZERT
SCHULE UND HAUS BIETET IHNEN DIE:

EDITION SCHOTT 20PFG. AUSGABE

DIESE ENTHÄLT IN 5000 NR. EINZELN
KÄUFL. HEFTE IN GROSSEM NOTENFOR-
MAT U. BEKANT MUSTERGILT. AUSGABE.
WIR BIETEN GELEGENHEIT SICH F. WE-
NIG GELD E. GUTE MUSIKBIBLIOTH. AN-
ZUSCHAFFEN OD. IHREN NOTENBESTAND
ZU ERG. / VERLANGEN SIE GRATISZUS. D.
KATALOGS NR. 5 MIT 5000 NR. VON

B. SCHOTT & SÖHNE MAINZ

DIESE ANZEIGE ERSCHEINT NUR EIN-
MAL / BESTELLEN SIE DAHER SOFORT